

MIRIAM GEORG



ro
ro
ro

Elbstürme

Eine hanseatische Familiensaga



**SPIEGEL
Bestseller**



Miriam Georg

Elbstürme

Eine hanseatische Familiensaga

Über dieses Buch

STÜRME EINES NEUBEGINNS

Drei Jahre lang lebte Lily Karsten in Liverpool, wo sie fernab der Hamburger Gesellschaft ihre Tochter Hanna zur Welt brachte. Jeden Tag sehnte sie sich nach Jo.

Drei Jahre lang stürzte Jo Bolten sich aus Wut und Kummer in den Arbeitskampf. Und in den Alkohol. Er will sich rächen für das, was sein Boss ihm angetan hat – Ludwig Oolkert, der mächtigste Kaufmann Hamburgs, hat ihm das Liebste in seinem Leben genommen. Lily. Jetzt wird er Oolkert das Liebste nehmen: sein Geld.

Endlich kehrt die Reederstochter Lily an Henry von Cappelns Seite nach Hamburg zurück. Doch ihre Ehe ist wie ein Gefängnis. Die Karsten-Reederei droht immer mehr in Ludwig Oolkerts Kontrolle abzugleiten. In den Gängevierteln brodelte es, die Hafendarbeiter können ihr Elend nicht länger ertragen. Lilys alter Widerspruchsgeist ist nicht zu ersticken. Und obwohl sie nichts mehr fürchtet als ein Wiedersehen, hofft sie doch, dass Jo eines Tages seine Tochter kennenlernen wird ...

Vita

Miriam Georg, geboren 1987, ist freiberufliche Korrektorin und Lektorin. Sie hat einen Studienabschluss in Europäischer Literatur sowie einen Master mit dem Schwerpunkt Amerikanisch-Indianische Literatur. Wenn sie sich nicht auf einer ihrer Reisen befindet, lebt die Autorin mit ihrer gehörlosen kleinen Hündin Rosali und ihrer Büchersammlung in Berlin Neukölln.

Miriam Georg online: www.instagram.com/mina_gold

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Mai 2021

Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Redaktion Hanne Reinhardt

Karte Peter Palm, Berlin

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung FAVORITBUERO, München

Coverabbildung Shutterstock, Magdalena Zyzniewska/Trevillion

Images, Richard Jenkins

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-00694-2

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Für meine Mutter

Wo gibt es Freiheit, wenn nicht in der Leidenschaft?

Gustave Flaubert

Lilys Hamburg 1890





0 500 Meter

Karte des histor. Hamburg mit Schauplätzen des Romans
Peter Palm

PROLOG

Der Junge beobachtete den Mond. Heute war er klein und blass, beinahe nur ein Strich, der silbrig über den wogenden Baumwipfeln schwebte. Dafür war die Nacht dunkler als sonst. Die Ecken waren schwärzer. Das Knacken im Gebälk bedrohlicher. Er mochte es lieber, wenn der Mond voll war, sein Licht bis zu ihm ins Zimmer drang. Dann malte er mit seinen Händen Schattenfiguren an die Wände, wie seine Schwester es ihm gezeigt hatte.

Einen Hund. Eine Schlange. Manchmal eine Maus.

Außerdem war da ein Gesicht im Mond, wenn er groß und rund am Himmel stand. Ein freundliches, helles Gesicht, das ihm zuzuzwinkern schien.

Der Junge nannte das Gesicht Freund.

«Hallo, Freund», sagte er leise, wenn er auf die Fensterbank kletterte, und winkte ihm mit seiner kleinen Hand. Und der Mann im Mond über dem Dach des Pferdestalls zwinkerte als Antwort.

Der Junge wusste noch nicht lange, was ein Freund war. Erst die anderen Kinder hier hatten es ihm gezeigt. Hatten ihm erklärt, dass er keine Freunde hatte und deshalb nicht dazugehörte. Richtig verstanden hatte er es nicht, aber er wusste, dass er falsch war. Monster nannten ihn manche der Älteren. Deswegen war er auch nicht mehr bei seiner Familie. Weil sie ihn

nicht mehr gewollt hatten. Weil er zu schrecklich aussah, sein Körper nicht so funktionierte wie bei einem richtigen Kind.

Zaghaft blickte er über die Schulter in den Schlafsaal hinter sich. Er musste leise sein. Man durfte ihn nicht hier am Fenster erwischen. Sonst kam die Nachtschwester mit dem Stock. Er beobachtete die Sichel am Nachthimmel. Die Sterne blinkten wie die Glühwürmchen im Sommer daheim im Garten. Er wusste, dass irgendwo dort oben der Sandmann wohnte. Abends kam er auf die Erde, um den Kindern süße Milch in die Augen zu spritzen. Dann hatten sie die ganze Nacht lang wundervolle Träume. Der Junge träumte nicht oft, aber wenn, dann war er in seinen Träumen wieder daheim. Bei seinem Vater, der mit ihm Zinnsoldaten spielte. Bei seiner Mutter und seiner Schwester, die ihm das Märchen vom Sandmann so oft vorgelesen hatten. Er wusste, dass er für sie kein Monster war, aber er verstand nicht, warum er nicht mehr bei ihnen sein konnte. Wenn er von ihnen träumte, wachte er weinend auf. Hatte solche Sehnsucht nach daheim, dass er vor Schluchzen keine Luft mehr bekam. Er weinte und schrie nach seiner Mutter, schlug um sich, brüllte, dass er nach Hause wollte.

Dann sperrten sie ihn in den Keller.

Dort unten war es pechschwarz und kalt. In der Finsternis sah er Gesichter und seltsame Gestalten. Er hörte Geräusche, Knurren und Rascheln, die ihn vor Angst erstarren ließen.

Im Keller wohnten Hexen und Kobolde.

Wenn sie ihn hineinschleiften und die Tür hinter ihm zuwarfen, krabbelte er so schnell er konnte in eine Ecke, presste

sich gegen die Wand und steckte die Finger in die Ohren, damit er nicht hören oder sehen musste, was im Dunkeln auf ihn lauerte.

Er hatte schreckliche Angst vor dem Keller.

Deswegen hatte er sich angewöhnt, nachts auf das Fensterbrett zu klettern. «Keine Träume!», sagte er zum Nachthimmel und hoffte, dass das Sandmännchen ihn hörte. Heute war der Mond so schmal, fast war er gar nicht zu sehen. Wo geht er hin?, dachte der Junge und stützte das Kinn in die Hände. Wenn der Mond klein und kleiner wurde, fürchtete er, dass er für immer verschwand. Letzte Nacht hatte er wieder geträumt. Er war nicht in den Keller gekommen, aber er hatte zur Strafe den ganzen Tag nichts zu essen gekriegt. Vielleicht hat das Sandmännchen nicht richtig verstanden, dachte er jetzt und warf einen Blick hinter sich. Vielleicht musste er es ihm noch einmal erklären.

Alles war ruhig im Schlafsaal, ein Junge murmelte etwas im Traum, ein anderer drehte sich um und warf dabei sein Kissen auf den Boden.

Er wartete einen Moment. Dann öffnete er das Fenster. Die Nacht war kälter, als er gedacht hatte. Ein Schauer erfasste seinen kleinen Körper. Aber er mochte das Gefühl der feuchten Luft auf seinen Wangen. Es roch nach Regen, vielleicht auch ein bisschen nach Schnee. Unten im Stall hörte er ein Pferd schnauben.

Vorsichtig zog er einen Schemel heran und kletterte hinauf. Dann schwang er ein Bein über das Fensterbrett. Mit offenem Fenster erschien ihm alles viel deutlicher. Er hörte den Wind in

den Bäumen, spürte das feuchte Holz unter den Fingern. Zaghafte schwang er das zweite Bein herüber und saß nun in der Nacht.

Es war ein herrliches Gefühl. Beinahe schien es, als blinkten die Sterne nur für ihn.

Plötzlich hörte er eine Stimme hinter sich. «Michel, was machst du denn?»

Erschrocken fuhr der Junge herum. Er verlor das Gleichgewicht. Seine Hand rutschte vom Fensterrahmen. Hilflos ruderte er mit den Armen, doch es war zu spät. Er konnte sich nicht mehr halten, nicht einmal schreien.

Michel fiel, lautlos und stumm wie ein Schatten, in die dunkle Nacht hinein.

Über dem Stall blinkten die Sterne, und der kleine Sichelmond verschwand hinter einer Wolke.

Teil 1

Liverpool 1890

1

Lily von Cappeln schob den Schleier ihres Hutes beiseite und blickte dem Schiff nach, das sich langsam seinen Weg aufs offene Meer hinaus bahnte. Der Bug brachte das Wasser des Hafens zum Schäumen, die blau-weiße Kontorflagge der Karsten-Reederei flatterte im Wind. Weit vorne an der Reling stand eine junge Frau in einem grünen Kleid. Die anderen Passagiere winkten und riefen, waren dem Hafen zugewandt, den Menschen, die zurückblieben. Die Frau aber blickte starr nach vorne auf das dunkle Wasser, einen entschlossenen Ausdruck auf dem Gesicht, als gäbe es nur sie und den zu bezwingenden Ozean.

Lily konnte die Augen nicht von ihr lösen. Es war, als betrachtete sie ein Traumbild. *Ich* sollte dort stehen, dachte sie und spürte, wie ein altbekannter Schmerz sie durchströmte. In letzter Zeit war es schwerer geworden, ihn in Worte zu fassen. Er veränderte sich, verlor die scharfen Kanten, war weniger brennend als am Anfang. Aber immer noch nahm er ihr in seiner Heftigkeit den Atem.

Er hatte verschiedene Gesichter, der Schmerz. Meistens das kleine weiße ihres Bruders Michel. Manchmal schoben sich aber auch die warmen und sorgenvollen Augen ihrer Mutter Sylta dazwischen. Oder Lily hatte plötzlich den Duft von alten

Büchern in der Nase und sah ihren Vater vor sich. Immer aber war da diese eine Stimme. Dieser eine Geruch. Dieser eine Mensch, der alles überlagerte. Den sie einfach nicht vergessen konnte.

Egal, wie sehr sie es auch versuchte.

Um sie herum herrschte rege Geschäftigkeit. Riesige Dampfpumpwerke verrichteten am Kai ihre Arbeit, Taue wurden eingezogen, die Gangway zurück an ihren Platz geschoben. Menschen riefen durcheinander, einige weinten, andere winkten immer noch. Lily winkte nicht. Es gab auf diesem Schiff niemanden, den sie kannte – wie auf allen anderen, die in den letzten drei Jahren den Hafen von Liverpool verlassen hatten. Trotzdem stand sie beinahe jede Woche am Kai und sah beim Ablegen zu.

Dies war das erste Schiff der Karsten-Reederei, das seit ihrer Flucht nach England hier zu Wasser gelassen wurde. Es würde für die neue Kalkutta-Linie fahren, der ganze Stolz ihrer Familie. Indien, dachte Lily und hatte plötzlich die Stimme ihres Bruders im Ohr: «Es ist so heiß, dass du nicht richtig denken kannst. In den Mangrovensümpfen wimmelt es von Tigern, Leoparden und Giftschlangen. Glitzernde Paläste stehen neben den armseligsten Schlammhütten, Elefanten verrichten die Arbeiten auf den Feldern, Affen sind zu Leibdienern abgerichtet. Sie haben dort Krankheiten, die dich bei lebendigem Leibe verfaulen lassen. Aber auch Schätze, so unvorstellbar wertvoll, dass wir nicht einmal davon träumen

können.» Franz hatte immer mit Begeisterung, aber auch voller Ehrfurcht von dem fremden Kontinent und der Hauptstadt der britischen Kolonialmacht erzählt, die das neue Ziel der Linie werden sollte. Früher hatte Lily diesen Geschichten sehnsuchtsvoll gelauscht, mit Michel am Kaminfeuer ganze Abende lang über Zeichnungen von Elefanten und Tigern gebrütet und versucht, die seltsamen Tiere nachzumalen, die ihnen vorkamen wie Kreaturen aus einem Märchen. Damals hatte sie heimlich davon geträumt, einmal mitzufahren in die fernen Länder, die die Karsten-Schiffe ansteuerten, Abenteuer zu erleben wie die Protagonisten aus ihren Büchern.

Aber die Fremde interessierte sie nicht mehr. Jetzt wollte sie nur noch eines: nach Hamburg zurückkehren.

Ihr Vater hatte sie in einem Brief über den heutigen Stapellauf informiert.

«Warum sollte mich das kümmern?» Verblüfft hatte sie beim Lesen die Stirn gerunzelt. In den letzten Jahren hatten sich die Konversationen mit Alfred Karsten auf das Nötigste beschränkt.

Ihre Mutter Sylta schrieb Lily beinahe jeden Tag, sammelte die Briefe und schickte dann ein ganzes Bündel auf einmal, das sie stets sehnsüchtig erwartete. Immer roch es nach Syltas Rosencreme, und wenn Lily die Schleife aufgezogen hatte, presste sie sich das Papier an die Nase, roch an jedem einzelnen Umschlag, sog den vertrauten Duft ein, und ein wenig war es in diesen Momenten, als würde ihre Mutter sie umarmen. Von ihrem Vater jedoch hatte sie bisher nur einen einzigen Brief erhalten, direkt nach ihrer Ankunft hier. Darin hatte er

mitgeteilt, dass Lilys kleiner Bruder Michel noch lebte. Dass sie seinen Tod vorgetäuscht hatten, damit Lily auf das Schiff nach England ging. Sie sollte ihr uneheliches Kind weit weg von Hamburg bekommen, wo niemand sie kannte.

Wo sie die Ehre der Familie nicht beschmutzte.

Alle waren sie eingeweiht gewesen, sogar ihre Mutter. Sie hatten sie getäuscht, um ihren Willen zu brechen. Lily erinnerte sich noch genau daran, wie es war, die Worte zu lesen. Ihr Körper fühlte sich an wie mit Tausenden kleinen Nadelstichen überzogen, sie bekam kaum Luft, der Schock beinahe genauso schlimm wie zuvor die Nachricht von Michels Tod. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so verraten gefühlt.

Aber nachdem sich der erste Schmerz, das erste Entsetzen gelegt hatte, war die Freude darüber erwacht, dass er noch lebte. Manchmal dachte sie, dass sie nur deswegen die erste schreckliche Zeit in Liverpool überstanden hatte. Der Gedanke an sein unschuldiges Gesicht, sein weiches rotes Haar, seinen Kinderduft ließ sie die Hochzeit mit Henry überstehen, die Einsamkeit ertragen.

Ihre Mutter bat sie bald darauf um Verzeihung:

Es war die einzige Aussicht, dich eines Tages wieder bei uns zu haben und irgendwann wieder ein normales Leben zu führen. Als Familie. Wenn du mir nicht verzeihen kannst, verstehe ich das. Aber ich würde es wieder tun. Für dich würde ich alles tun, Lily. Für jedes meiner Kinder. Vielleicht wirst du es eines Tages verstehen, wenn du selbst Mutter bist: dass man

manchmal das Schlimmste tun muss, um seine Kinder vor noch Schlimmerem zu bewahren. Auch wenn es einem das Herz bricht.

Und irgendwo, ganz tief in ihrem Inneren, konnte Lily es tatsächlich verstehen. Ihre Eltern waren keine schlechten Menschen, sie hatten aus Verzweiflung gehandelt. Dass sie nur ihren eigenen Standpunkt sahen und andere Möglichkeiten oder Perspektiven nicht zuließen, war nicht zu ändern. Im Laufe der Zeit, als ihr Bauch sich immer stärker rundete, hatte sich etwas in ihr verlagert. Vergessen würde sie es niemals. Aber sie verstand, dass sie nur ihr eigenes Herz vergiftete, wenn sie nicht verzieh.

Ihr Vater jedoch hatte sich nie erklärt oder gar entschuldigt. Er setzte oft ein paar Zeilen unter die Unterschrift ihrer Mutter, blieb aber immer distanziert. Meistens ging es um Geschäftliches, das Haus oder ihre monatliche Zuwendung. So hatte auch Lily nie den ersten Schritt auf ihn zu gewagt, und je mehr Zeit verging, desto unmöglicher schien es zu werden.

Doch nun brannten sich Lilys blaue Augen in den Schriftzug über dem Bug. «Cordelia», flüsterte sie.

Warum hatte er diesen Namen gewählt? Alfred Karsten taufte seine Schiffe schon immer nach weiblichen Shakespeare-Heldinnen. Aber Cordelia, die verstoßene Lieblingstochter? Wollte er ihr damit sagen, dass auch er so enttäuscht von ihr gewesen war, dass er sie verbannen musste? Oder dass er, genau wie König Lear, seine verstoßene Tochter Cordelia

schmerzlich vermisste und erkennen musste, dass er ihr unrecht getan hatte? Es konnte doch kein Zufall sein, dass Alfred Karsten gerade dieses Stück gewählt hatte. Es musste eine Botschaft an sie sein, da war sie sich sicher. Nur welche?

Cordelias berühmte Worte kamen ihr in den Sinn: *Ich bin nicht die Erste, die, Gutes wollend, dulden muss das Schwerste.*

Hatte ihr Vater verstanden, dass sie ihn nie hatte verletzen wollen? Dass all die tragischen Ereignisse, die sie in Gang gesetzt hatte, aus Liebe und Freiheitsdrang geschehen waren? Und nicht, um ihn zu hintergehen?

Einen Moment krampften sich ihre Hände in den Rock ihres Kleides. Um sie her schrien die Möwen ihr ewiges klagendes Lied in den Wind. Lilys Blick verlor sich über dem Meer, hielt nicht die Segel des Schiffes fest, sondern den Horizont dahinter, das endlose Wasser, das hier in England winters wie sommers grau zu sein schien. Beinahe meinte sie, in der Ferne die Umrisse einer Stadt ausmachen zu können. Dort waren die fünf Kirchtürme Hamburgs, der grüne Michel, das Rathaus, das aus dem Dunst aufragte. Doch sie wusste, dass es nur ein Trugbild war, Geister der Vergangenheit, die sich sogleich in Rauch auflösen würden.

Das Nebelhorn ertönte, und der tiefe, klagende Ton jagte einen Schauer durch sie hindurch. Eines Tages, dachte sie. Eines Tages stehe ich auch dort oben. Und fahre zurück nach Hause.

Plötzlich schob sich eine kleine Hand in die ihre. Jemand zog sie am Kleid. Rasch nahm Lily ihre Tochter auf den Arm und

gab ihr einen Kuss auf die Wange. «Du bist ja ganz kalt!»

Hanna hatte wie immer stumm neben ihr gestanden und mit großen Augen alles um sich her aufgenommen, als sähe sie es zum ersten Mal. Lily zog die Handschuhe aus, um ihr über das Gesicht zu streichen. Hanna hatte Pastries gegessen, die Hälfte des buttrigen Gebäcks war auf ihren rosigen Wangen gelandet. Im Gegensatz zu ihr selbst konnte Hanna von Schiffen nicht genug bekommen, vergaß bei ihrem Anblick alles um sich her. Ihr Großvater wäre darüber sicher hochofrend gewesen. Nur leider hatte er Hanna nie kennengelernt.

«Da werde ich ja auch noch satt!» Lily lachte und küsste ihrer Tochter ein wenig Marmelade vom Kinn. Hanna kicherte und wand sich in ihren Armen.

Zwei elegante Damen in berüshten Kleidern und mit dicken Pelzhauben, die einige Meter entfernt standen und winkten, rümpften die Nase und warfen ihnen empörte Blicke zu. Es war nicht üblich, dass eine Frau von Lilys Stand in der Öffentlichkeit ihr Kind liebte. Genauso wenig war es üblich, dass sie kein Korsett trug.

Lily ließen die Blicke kalt. Sie gab Hanna einen Kuss mitten auf die Nase und stellte sie wieder auf die Füße. Dann strich sie ihr Kleid glatt, fuhr mit den Händen betont langsam über die Taille, die unter ihrem Pelzüberwurf zu sehen war und sich im Umfang deutlich von denen der umstehenden Damen unterschied. Sie sah den Frauen mitten ins Gesicht, hielt ihren Blicken stand, bis sie unsicher zur Seite schauten.

Lilys Mundwinkel zuckten triumphierend. «Lass uns rasch nach Hause gehen. Du erkältest dich sonst.»

«Noch ein Schiff schauen!» Hanna streckte die Hände in Richtung Wasser, als wollte sie die *Cordelia* darin einfangen, die nur noch ein Fleck am Horizont war.

«Nächste Woche schauen wir wieder eines an», versicherte Lily.

«Papa auch?», fragte Hanna, und das Lächeln auf Lilys Gesicht verschwand. Sie zog den Schleier tiefer, um den pulsierenden violetten Fleck zu verbergen, der sich unter ihrem linken Auge gebildet hatte.

«Nein», erwiderte sie steif. «Papa nicht.»

«**W**eißt du, wer die Sozialdemokraten in Hamburg unterstützt?»

«Nein.» Charlie seufzte und warf Jo einen finsternen Blick zu. «Aber ich habe so ein Gefühl, dass du es mir gleich erzählen wirst.»

Er nahm einen großen Schluck Bier, und es schien, als wollte er sich hinter seinem Glas verstecken. Fiete lachte und klopfte Charlie aufmunternd auf den Rücken. Sie saßen im Verbrecherkeller, ihrer Stammkneipe, und waren bereits bei der vierten Runde angelangt. Wie jeden Abend waren die Fenster des Kellers mit Säcken verhängt, sodass nicht einmal das Licht der Straßenlaternen hereindrang. Rauch kräuselte sich unter der Decke, es war voll und laut, die Kerzen an den Wänden schon halb heruntergebrannt. Die drei Männer hatten

sich in eine dunkle Ecke neben dem Klavier zurückgezogen. Klebrige Spielkarten lagen verstreut auf dem Tisch, aber schon eine ganze Weile hatte niemand sie mehr angefasst. Wie immer nach ein paar Bier zog Jo die Diskussion auf eine politische Ebene. Und wie immer versuchte Charlie, dem auszuweichen.

Aber Jo hatte sich bereits in Rage geredet. «Männer zwischen fünfundzwanzig und fünfunddreißig. Und zwar Männer wie ich. Nicht die wirklich Armen, verstehst du? Nicht die Fleetenkieker und Lumpensammler. Nicht die, die es wirklich brauchen! In Vierteln, in denen die Menschen mit höheren Einkommen leben, haben sie viel bessere Ergebnisse!»

«Woher willst du das denn so genau wissen?», brummte Charlie, und Fiete nickte beifällig. «Genau!»

«Glaub mir, es stimmt, sie haben das untersucht. Aber es ist ja auch logisch, dein Quartier ist dein soziales Umfeld. Die Leute, mit denen du täglich zu tun hast, Nachbarn und Freunde, beeinflussen, was du denkst. Und die Opposition macht immer mehr Boden gut, besonders in unseren traditionellen Hochburgen wie St. Pauli und Ottensen.»

«Na, die Leute werden schon ihre Gründe haben, wenn sie die Sozialdemokraten nicht wollen, was?», fragte Charlie mürrisch.

«Unsinn, du weißt genauso gut wie ich, dass die meisten einfach uninformiert sind. Und die, die es am dringendsten brauchen, dürfen gar nicht erst wählen gehen. Was ist mit *ihren* Gründen?», polterte Jo, und Charlie hob die Augenbrauen.

«Ganz ruhig, Junge!»

«Wir waren lange genug ruhig. Das ist ja das Problem. Die gesamte Arbeiterschaft dieser Stadt ist machtlos, von elf Männern darf einer wählen gehen. Man kann sich das scheiß Bürgerrecht kaufen, aber wer gibt dafür schon einen halben Monatslohn aus, wenn er nicht mal genug zu essen hat, frag ich dich?»

Charlie nickte müde.

«Am Ersten Mai werden wir protestieren!» Jo war in Fahrt. «Ich garantiere euch, das wird großartig!»

«Ihr werdet doch aber nicht so blöd sein wie die drüben in Amerika und mit Bomben um euch werfen?», fragte Fiete und legte den Kopf schief. Er spielte auf die Haymarket-Aufstände vor vier Jahren an – den Beginn der internationalen Arbeiterbewegung. Damals hatte es in Chicago einen mehrtägigen Streik gegeben. Er war von den Gewerkschaften organisiert worden, um eine Reduzierung der täglichen Arbeitszeit von zwölf auf acht Stunden zu erwirken. Hunderttausende Menschen im ganzen Land hatten teilgenommen, aber besonders viele in Chicago.

«*Wir!*», ereiferte sich Jo und sah ihn an. «Nicht *ihr*. Und natürlich ohne Bomben! Aber es ist schon klar, warum gerade dort so viele Menschen teilgenommen haben.»

«Ach ja, und warum?», fragte Charlie lustlos und trank sein Bier aus. Er war offensichtlich nicht im mindesten an dem Thema interessiert. Fiete hingegen lehnte sich aufmerksam vor und forderte Jo mit einem Nicken auf zu erzählen.

Jo kam dem nur zu gerne nach: «Kurz zuvor hatten Arbeiter einer Fabrik sich gegen die Betriebsleitung verbündet und allesamt für bessere Löhne gestreikt. Drei Dollar verdienten sie am Tag, bei Zwölf-Stunden-Schichten. Ich habe gehört, davon konnte man sich in einer Wirtschaft gerade mal ein dürftiges Essen kaufen.» Jo schüttelte wütend den Kopf. «Sie haben die Leute einfach ausgesperrt. Alle Streikenden. Die Arbeit sollten stattdessen gerade eingetroffene Einwanderer machen, die schon Schlange standen. Aber die Arbeiterzeitung hatte dazu aufgerufen, sich mit den Streikenden zu solidarisieren. Wenn sie niemanden finden, der die Stellen besetzt, steht der Betrieb still.» Er haute triumphierend auf den Tisch. «Und siehe da! Es haben sich nur etwa dreihundert gemeldet! Für tausend freie Stellen. Es war ein Riesenerfolg! Das hat die Menschen in Chicago ermutigt. Versteht ihr? Genauso müssen wir es auch machen!»

Fiete schnaubte. «Und woher weißt du das nun wieder alles?»

«Ich lese», erwiderte Jo knapp und trank seinen Schnaps aus. Bei den Worten durchzuckte ihn ein dumpfer Schmerz. Immer noch, nach beinahe drei Jahren, dachte er grimmig und biss die Zähne so fest zusammen, dass seine Wangen zuckten. Es musste doch irgendwann einmal aufhören! Aber es passierte wieder und wieder, meist ganz unvermittelt. Er schaffte es ein paar Tage lang, alles zu verdrängen – oder besser zu ertränken –, und dann kam es wieder hoch, mit der gleichen Wucht wie zuvor.

Bücher und Zeitungen würden für ihn auf alle Zeit mit Lily verbunden sein. Ohne sie hätte er vielleicht niemals richtig lesen gelernt, ihm wären nie die Augen geöffnet worden.

Lily ... Der Name hallte in seinem Kopf nach wie ein Echo aus Schmerz. Er hob die Hand und bestellte bei Pattie eine weitere Runde.

«Mach mal halblang!» Charlie zog seine Hand herunter, aber Jo hob einfach die andere.

«Kümmere dich um deinen eigenen Scheiß», sagte er freundlich, und Charlie seufzte und gab nach. Jo wusste genau, dass er schon vor langer Zeit die Kontrolle über den Alkohol verloren hatte. Er versuchte ja, dagegen anzukommen. Aber wenn er an Lily dachte, konnte er nichts tun. Dann musste er trinken. Und leider hatte er in den letzten drei Jahren ständig an sie gedacht.

An sie.

Und an das Kind.

Er hatte ein Kind ... Und er wusste nicht einmal, ob es eine Tochter oder ein Sohn war. Ob es überhaupt lebte.

«Ich bin gespannt, was sich das Innenministerium einfallen lässt. Die werden uns nicht einfach so protestieren lassen», sagte er, bloß um zu reden.

«Da wären sie ja auch schön blöde.» Charlie grunzte.

«Wisst ihr, wie es in Amerika weiterging?», fragte Jo.

Charlie blickte in sein Glas und reagierte nicht, aber Fiete sah ihn aufmerksam an. «Wie?», fragte er neugierig. «Ich weiß nur von der Bombe.»

«Es gab einen tagelangen Streik. Die Polizei versuchte immer wieder einzuschreiten, Arbeiter wurden verletzt, sogar erschossen, aber der Streik löste sich nicht auf. Die Menschen hatten genug, versteht ihr? Es hat sie nur noch mehr aufgewiegelt, dass die Polizei so brutal vorgegangen ist. Trotzdem blieben die Streikenden friedlich. Erst am vierten Tag ist es dann eskaliert. Als die Bombe fiel. Jemand hat sie einfach mitten in die Menge geworfen. Sieben Polizisten starben. Daraufhin haben sie das Feuer eröffnet und wild um sich geschossen.» Jo spürte, wie Wut und Empörung langsam den Schmerz überlagerten. Darum hatte er sich den letzten Jahren mit voller Wucht in den Arbeiterkampf gestürzt. Sie hielt ihn am Leben, die Wut.

«Viele der Männer, die den Streik organisiert hatten, wurden festgenommen. Es gab keine Beweise dafür, dass sie etwas mit der Bombe zu tun hatten. Nicht einen. Aber der Richter hat einfach behauptet, sie hätten den Täter durch ihre Ideen angestachelt. Vier von ihnen wurden erhängt. Nur weil sie protestiert haben. Könnt ihr euch das vorstellen? Weil sie ein besseres Leben wollten. Einer hat sich vorher in seiner Zelle selbst in die Luft gesprengt. Man sagt, er hat eine Revolverpatrone in den Mund genommen und sie angezündet. Hat ihn glatt enthauptet.» Er machte eine bedeutungsvolle Pause und trank den Schaum von dem neuen Krug, den Pattie vor ihn hingestellt hatte.

Fiete pfiiff leise durch die Zähne. «Denkst du, das kann hier auch passieren?»

Jo sah Sorge in seinem Blick aufflackern. Fiete war Kesselflicker. Er gehörte damit zu den Ärmsten unter den Hamburger Arbeitern. Sie wurden *Schietgäng* genannt und standen in der Hafenhierarchie ganz unten. «Was ist, wenn hier auch einer querschießt? Dann müssen wir alle es ausbaden!»

«Durch ihre Ideen angestachelt ... erinnert mich ziemlich an Bismarcks Begründung, um damals die Sozialistengesetze durchzuprügeln», knurrte Charlie jetzt, bevor Jo antworten konnte, und er sah überrascht auf.

Charlie hielt sich aus allem Politischen raus. Es war ihm schlicht egal, was da oben vor sich ging. Was auch immer man ihm an Gegebenheiten vorsetzte, er akzeptierte sie stumm wie ein Fisch und machte seine Arbeit, egal zu welchen Konditionen. Das war schon immer so gewesen. Zumindest seit Jo ihn kannte. Er wusste, dass er früher, als Charlie noch in Irland lebte, ein anderer Mensch gewesen war. Aber dieser Mensch, das hatte sein Freund ihm schon oft glaubhaft versichert, existierte nicht mehr. Er war gestorben, zusammen mit der Frau, die er liebte. Und seiner ganzen Familie.

Wenn man alles verliert, verliert man auch sich selbst, dachte Jo und betrachtete seinen besten Freund. Charlie, der Riese mit dem weichen Herz. Gefährlich sah er aus, wie er da saß und in seinen Bierkrug stierte, mit den vielen Ringen in den Ohren, dem wilden roten Bart, den Tätowierungen auf den Armen, dem grimmigen Blick. Aber Jo wusste, dass es keinen loyaleren Menschen auf der Welt gab. Wenn Charlie einen

mochte, dann hatte man einen Freund fürs Leben. Jemanden, der alles für einen tun würde. Charlie hatte ihn in den letzten Jahren oft enttäuscht, er kämpfte mit seiner Opiumsucht und schaffte es nicht, ihrer Herr zu werden. Ständig geriet er in Prügeleien, verlor regelmäßig seine Arbeit, die Jo ihm unter vielen Mühen erst verschafft hatte. Aber welches Recht hatte er, über Charles zu urteilen? Wenn Jo nicht noch für seine Mutter, seine Brüder, Alma und ihre Kinder sorgen müsste, wer wusste schon, ob er überhaupt noch hier wäre. Charlie hatte nichts und niemanden mehr, nicht einmal seine Heimat. Jo konnte ihm nicht verübeln, dass er nicht mit demselben Feuer für den Arbeiterkampf brannte wie er.

Er nickte. «Du hast recht, es ist die gleiche Begründung.» Er seufzte. «Einer der erhängten Männer, August Spieß, hatte vorher bei den Streiks in Chicago mehrere Reden gehalten. *Man kann nicht ewig wie ein Stück Vieh leben!* Dieser Satz von ihm ist zu einer Art Streitruf der Arbeiter geworden. Und, verdammt, ein wahreres Wort wurde selten gesprochen.»

Fiete lachte trocken. «Recht hat er!» Er richtete sich auf, und Schmerz zuckte über sein Gesicht. Die Arbeit hatte Fiete kaputtgemacht. Nicht nur sein Rücken, auch seine Lunge war zerstört, er hustete Tag und Nacht schwarzen Schleim, hatte Nierenprobleme und konnte nicht mehr gerade gehen. Er sprach weiter, verfiel dabei aber in die *Kedelklopperspraak*, die Kesselkloppersprache, ein verfremdetes Platt – eine Art Geheimsprache, die die Kesselleute unter sich erfunden hatten.

Sie benutzten sie, wenn sie in den Kesseln miteinander kommunizieren wollten.

«Sprich so, dass wir dich verstehen», murrte Charlie, und Fiete warf ihm ein halbes Lächeln zu. «Ich sag nur, dass es uns auch nicht bessergeht als denen da drüben», wiederholte er. «Sind ja auch nicht mehr als Vieh. Himmel, das Vieh bekommt wenigstens anständig zu fressen, im Gegensatz zu uns!»

«Ja, weil's keinen interessiert, wenn du vom Fleisch fällst», lachte Charlie. «Aus dir wird ja keine Wurst gemacht!»

Fiete brummelte etwas und hustete. Jo betrachtete ihn sorgenvoll. Fiete war klein und krumm, das freundliche Gesicht verhärmt. Er sah aus, als könnte der nächste Windhauch ihn umhauen. Aber er war zäh – einer der Gründe, warum er sich so lange als Kedelklopper gehalten hatte. Eigentlich wurde diese undankbare Aufgabe hauptsächlich von Leiharbeitern verrichtet, die keine andere Wahl hatten, aber Fiete war wegen seiner schwächtigen Statur für die meisten anderen Arbeiten ungeeignet. Als Kesselklopper jedoch war er gut zu gebrauchen, dafür musste man klein und wendig sein. Wenn die Dampfschiffe im Hafen ankamen, dauerte es etwa drei Tage, bis die Kessel stark genug abgekühlt waren, um gereinigt zu werden. Für die Reeder zählte aber jede Sekunde, deshalb zwangen sie die Klopper in die Kessel hinein, sobald es ging – wenn diese noch vor Hitze dampften. Die Arbeiter zwängten sich durch die Öffnungen, die «Mannlöcher» genannt wurden und nur etwa vierzig Zentimeter groß waren. Meist war es immer noch unerträglich heiß dort drinnen. Boden und Wände